

Getriebener Vielschreiber

70 Jahre nach dem Tod von Hans Fallada erscheinen zwei neue Biografien

Ein paar Tage, nachdem er Anfang 1933 elf Tage in Haft gewesen war, ließ der Schriftsteller Hans Fallada einen Freund, der ihn um Rat gefragt hatte, wissen: „Ich sage Ihnen ganz ehrlich: wenn ich heute einen Weg wüsste, der N.S.D.A.P ohne Aufhebens beitreten zu können, ich würde ihn sofort beschreiten. Und zwar aus ganz ehrlicher Überzeugung. Man mag in Einzelheiten denken, was man will, sie ist heute die Rettung Deutschlands vor dem Chaos.“ Eine der überraschenden Offenbarungen in André Uzulis' Fallada-Biografie.

Werke, Briefe, Tagebucheinträge, Gespräche, Aufzeichnungen von Familienmitgliedern und Zeitgenossen fügt der Historiker und Journalist Uzulis zu einem höchst lebendigen Bild zusammen. Enthalten sind auch zum Teil wenig bekanntes Fotomaterial, Faksimiles und noch nicht veröffentlichte Aufnahmen des Schriftstellers und seiner Familie.

Hans Fallada, eigentlich Rudolf Ditzen, geboren am 21. Juli 1893 in Greifswald, wird als zerrissener Mensch in all seinen Stärken und Schwächen vor Augen geführt: Er war Mitläufer, Opportunist, Kleinkrimineller, Rauschgiftsüchtiger, despotischer und am Ende auch ziemlich untreuer Ehemann, Familienvater, Landwirt. Die lange Zeit fehlende Anerkennung durch den Vater war ein Trauma für den Familienmenschen Ditzen, der sich von seinen Eltern nie so richtig abgenabelt hatte. Heroisches lag Fallada gänzlich fern, für das Kämpferische sei er von seiner physischen wie psychischen Konstitution her zu schwach gewesen, das belegen schon seine 28 Aufenthalte in Krankenhäusern und Heilanstalten (darunter wahrscheinlich auch Lahmanns Sanatorium auf dem Weißen Hirsch). Doch er kämpfte den Großteil seines Lebens mit der Sucht, ob es nun Morphinum, Kokain, Nikotin oder der Alkohol war.

Interessant ist, was Uzulis zu den einzelnen Werken Falladas zu vermitteln weiß. So weist er darauf hin, dass 1932 im dann so erfolgreichen Roman „Kleiner Mann – was nun?“ massiv seitens des Rowohlt Verlages herumgestrichen worden war. Gut ein Viertel des Manuskripts war dem Rotstift zum Opfer gefallen, etwa was einen Ausflug ins Berliner Nachtleben oder allzu politische Aussagen anging. Nur nicht anecken, Verstärkung des Idyllischen, Anpassung an den vermuteten Volksgeschmack lautete die Devise. Aber gleichwohl wurde das Buch im In- und Ausland ein Erfolg, sogar die Nationalsozialisten setzten das Werk nicht auf den Index. Bei einer Neuauflage nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten war Fallada dann gar zu weiteren Konzessionen bereit. Sämtliche negativen Anspielungen auf SA und NSDAP eliminierte er, Lämmchens Sympathien für die Kommunisten ließ er jedoch stehen.

Was seine Position im Dritten Reich anging, war Fallada, der früh der Reichsschrifttumkammer beigetreten war, sich zunehmend bewusst, dass er sich „in eine unmögliche Position hineinmanövriert hatte: von den Kollegen im Exil verachtet für seine Anbiederung an das Regime, von den Nationalsozialisten zugleich als unvöllig abgelehnt“, wie Uzulis treffend das Dilemma auf den Punkt bringt. Immerhin, eine Parteimitgliedschaft kam für Fallada trotz der anfänglich zitierten Überlegung „kei-



Der Schriftsteller Hans Fallada (1893–1947) 1934 in Carwitz. Foto: Hans-Fallada-Archiv Carwitz

nesfalls in Frage, mochten ihn die Mächtigen auch noch so umgarnen“, beteuert Uzulis. Aber mochte auch Propagandaminister Joseph Goebbels Falladas Roman „Nackt unter Wölfen“ loben, andere in der NS-Kulturbürokratie legten ihm fast unablässig Steine in den Weg, da half auch sein Kniefall in Gestalt eines anbiedernden Vorworts für den Roman „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“ nichts.

Auch nach 1945 wurde es nicht wirklich gut. Über die Massenvergewaltigungen von Frauen durch die Russen (betroffen war – mehrfach – auch Falladas erste Frau Anna, in Feldberg stellt der russische Stadtkommandant seiner neuen Frau Ulla nach) verlor der Schriftsteller kein Wort. Aber trotz aller anfänglichen wohlwollenden Worte für die Rote Armee sprach der von den Sowjets zum Bürgermeister von Feldberg bestellte Fallada nie von „Befreiern“, sondern stets von „Siegern“. Uzulis hält

fest: „Von Anfang an stand er zwischen der Bevölkerung, die in ihm den Handlanger der neuen Herrscher sah, und den Sowjets, für die er ein unsicherer Kantonist blieb, dem sie niemals wirklich trauten“.

Der unsichere Kantonist war aber damit einverstanden, dass der Lektor seines wenige Monate nach Kriegsende in der Rekordzeit von nur knapp vier Wochen verfassten Romans „Jeder stirbt für sich allein“ ein paar Änderungen vornahm. So wurden etwa Hinweise auf die Aktivitäten von Anna Quangel in der NS-Frauenschaft entfernt. Nach Lage der Dinge hat der vom Schriftsteller Johannes R. Becher massiv unterstützte Fallada aber die Änderungen nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er starb am 5. Februar 1947 in Berlin, wohin er übergesiedelt war. Auf dem Totenschein stand „Herzversagen“, de facto aber war es die Sucht nach Morphinum, die ihm das Leben gekostet hatte.

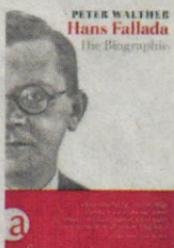
Zwei Biografen, zwei Bücher

■ **André Uzulis** wurde 1965 in Hannover geboren. Er studierte Geschichte und Politikwissenschaft und promovierte über Nachrichtenagenturen im Dritten Reich. Er war acht Jahre lang Chefredakteur des „Nordkurier“ in Neubrandenburg. Seit 2012 arbeitet er als Pressesprecher für das Bistum Trier und belegt im Fernkurs ein Studium der Theologie.



André Uzulis:
Hans Fallada.
Biografie.
Steffen Verlag;
440 Seiten,
26,95 Euro.

Peter Walther wurde 1965 in Berlin geboren. Er studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Greifswald. Promoviert hat er über den Totentanz in der St. Marien-Kirche Berlin. Seit 1994 arbeitet er für das Brandenburgische Literaturbüro, brachte Ausstellungen und Publikationen auf den Weg und das Internet-Literaturportal literaturport.de



Peter Walther:
Hans Fallada.
Die Biographie.
Aufbau Verlag;
518 Seiten,
25 Euro

VON KARIM SAAB

Die Faszination Fallada bleibt, weil sich vieles nicht eindeutig beantworten lässt. Das sieht auch Fallada-Biograf Peter Walther so. Der obsessive, realistische Autor der Neuen Sachlichkeit bietet Kennern ein reiches Betätigungsfeld, da sich Züge vieler realer Personen aus seinem Leben in seinen fikionalisierten Figuren wiederfinden. Anhand von Tagebüchern und Briefen, Akten und Zeugenaussagen lässt sich außerdem belegen, wie unmöglich es einem um Erfolg und Anerkennung ringenden Autor war, in den Nazi-Jahren integer zu bleiben. Hans Fallada brachte es nicht übers Herz, aus Nazi-Deutschland auszuwandern. Nach einem Abschiedsspaziergang über die wunderschöne Halbinsel Bohnenwerder in der Uckermark ließ er die Koffer wieder auspacken. Die Entscheidung für die innere Emigration hat sich auf die Qualität seines Werkes negativ ausgewirkt, so war es auch bei Erich Kästner oder Werner Bergengruen.

Die moralischen Konflikte lassen sich zum Beispiel am Fall der Sekretärin Else Marie Bakonyi vergegenwärtigen. Der Verleger Ernst Rowohlt hatte sie dem Erfolgsautor 1938 nach Carwitz in die Feldberger Seenlandschaft geschickt, wo Fallada mit seiner Frau Suse ein idyllisches Heim mit eigener Landwirtschaft am See errichtet hatte (heute: Hans-Fallada-Museum). Sie sollte ihm das Manuskript „Der eiserne Gustav“ abtippen, nachdem ihre Vorgängerin nach England geflohen war. 1943 weigerte sich diese Sekretärin „aus politischen Gründen“, den „Barmat-Kutischer Roman“ abzutippen, weil ihm ein antisemitischer Stoff zugrunde lag. Fallada versicherte der Sekretärin in einem Brief, dass sein Roman, den er bei Kriegsende sang- und klanglos verschwinden ließ, „nicht annähernd so pöbelhaft antisemitisch ausgefallen wird wie ein gewisser ‚Jud Süß‘ von einem gewissen Lion Feuchtwanger“, und stellt dem Propagandaministerium die Fertigstellung des Werkes in Aussicht.

Ich schreibe
über die kleinen
Leute für die
kleinen Leute.

Hans Fallada, Schriftsteller

”

In Falladas antifaschistischem Nachkriegsroman „Jeder stirbt für sich allein“ (1947), den er auf Anregung von Johannes R. Becher schrieb, verherrlicht er dann den kleinen Widerstand eines Schreinermeisters und seiner Frau. Diese Kehrtwende brachte Bakonyi auf die Palme. Bereits am 31. Dezember 1945 zitierte sie in einem Zeitungsartikel öffentlich aus privaten Briefen, die Fallada 1943 als Angehöriger des Reichsarbeitsdienstes geschrieben hat, um deutlich zu machen, wie weit sich der Autor der Endsieg-Rhetorik und Nazi-Ideologie angepasst hatte. Walthers Einschätzung: „Nein, es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass Fallada anders denkt als die allermeisten Deutschen zu dieser Zeit...“ Die Indoktrination habe, „zumindest zeitweise, auch bei Nazi-Gegner Fallada Wirkung gezeigt“.

Walther arbeitet mit sehr ausführlichen Fallada-Zitaten, und sein Gespür für groteske Dokumente und Details wirkt belebend. Im „Vorspiel“ schildert er das tödliche Duell, bei dem der 18-jährige Rudolf Ditzen (so hieß Fallada bürgerlich) im Morgengrauen des 17. Oktober 1911 Hanns Dietrich von Necker erschießt. Geplant hatten die beiden Gymnasiasten einen als Duell getarnten Doppelselbstmord. Doch der spätere Schriftsteller überlebt schwer verletzt. Eine Mordanklage wurde fallen gelassen, Hans Fallada kam in die Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Gemütskranke Tannenfeld bei Gera.

Falladas spätere Aufenthalte in Krankenhäusern, Entzugs- und Nervenheilstätten sind kaum zu zählen. Immer wieder vertraute er sich Ärzten an, brach aber mit absoluter Regelmäßigkeit die verordneten Therapien selbst ab. So kam es auch, dass er wiederholt Totalabstürze erlebte. Die fast drei Jahre, die er in Gefängnissen aus dem Blechnapf fraß, waren für ihn sogar heilsam. In den Anstalten kam er ohne Drogen wieder zu sich, lernte viele kleine Leute kennen und durfte zeitweise auch schreiben.